



CLARE
MACKINTOSH
DEINE LETZTE
LÜGE

PSYCHOTHRILLER

BASTEI ENTERTAINMENT 

Ella ihre Windel füllt oder sich so vollspuckt, dass sie komplett umgezogen werden muss. Vorsichtig schnuppere ich an ihrem Po und stelle fest, dass alles sauber ist.

»Gut, gehen wir!«

Vor dem Haus führen drei Stufen hinunter zur Kiesfläche vorn und dem Gehweg. Jede der Stufen ist in der Mitte eingesunken von unzähligen Füßen, die sie über die Jahre abgenutzt haben. Als Kind hüpfte ich zuerst von der untersten Stufe, bis ich mit den Jahren sicherer wurde und – begleitet vom »Sei vorsichtig!« – von der obersten springen und sicher auf der Auffahrt landen konnte, die Arme im Triumph gereckt.

Mit Ella auf dem Arm rolle ich den Kinderwagen die Stufen hinunter, bevor ich sie hineinlege und die Decken rund um meine Tochter feststecke. Ein Ende der Frostperiode zeichnet sich nicht ab, und Reif glitzert auf dem Gehweg. Der Kies knirscht dumpf, als gefrorene Steinklumpen unter meinen Schritten brechen.

»Anna!«

Unser Nachbar, Robert Drake, steht auf der anderen Seite des schwarzen Zauns, der unser Haus von seinem trennt. Die Häuser hier sind identisch: dreigeschossig im georgianischen Stil mit lang gestreckten Gärten nach hinten raus und schmalen Pfaden, die zwischen den Häusern verlaufen. Meine Eltern zogen 1992 nach Eastbourne, als mein unerwartetes Erscheinen ihrem Londoner Leben ein Ende setzte und sie in die Ehe katapultierte. Mein verstorbener Großvater hatte dieses Haus gekauft, zwei Straßen entfernt von dem, in dem mein Vater aufwuchs, und es bar bezahlt (»Ist die einzige Währung, auf die die Leute hören, Annie«). Ich nehme an, dass er erheblich weniger bezahlte als Robert, der fünfzehn Jahre später das Haus nebenan kaufte.

»Ich habe an dich gedacht«, sagt Robert. »Es ist heute, nicht wahr?« Er lächelt mir mitfühlend zu und neigt den Kopf zur Seite. Es erinnert mich an Rita, nur dass Ritas Blick warm und vertrauensvoll ist, während Roberts ...

»Deine Mutter«, ergänzt er für den Fall, dass ich ihm nicht folgen kann. Dabei hat er einen gereizten Unterton, als sollte ich mich dankbarer für sein Mitgefühl zeigen.

Robert ist Chirurg, und obwohl er ausnahmslos freundlich zu uns ist, hat er diesen eindringlichen, fast klinischen Blick, bei dem ich mir immer vorkomme, als läge ich auf seinem OP-Tisch. Er lebt allein und spricht mit jener Distanz von den Nichten und Neffen, die ihn gelegentlich besuchen, wie sie ein Mann wahr, der nie eigene Kinder hatte und auch nie wollte.

Ich schlinge Ritas Leine um den Kinderwagengriff. »Ja, es ist heute. Nett von dir, dass du daran denkst.«

»Jahrestage sind immer bitter.«

Mehr Plattitüden halte ich nicht aus. »Ich will gerade mit Ella spazieren fahren.«

Robert scheint froh über den Themenwechsel. Er späht durch den Zaun. »Ist die aber gewachsen!« Es sind so viele Decken um Ella gewickelt, dass er es unmöglich erkennen kann, trotzdem stimme ich zu und erzähle ihm, wo sie in der Perzentilenkurve steht, was wahrscheinlich schon mehr ist, als er wissen will.

»Hervorragend! Sehr gut. Tja, dann lasse ich euch mal losziehen.«

Die Einfahrt ist so breit wie das Haus, jedoch nur gerade eben lang genug für Autos. Die Flügel des Eisentors lehnen am Zaun, und solange ich denken kann, war das Tor noch

nie geschlossen. Ich verabschiede mich und schiebe den Kinderwagen aus der Einfahrt auf den Gehweg. Auf der anderen Straßenseite ist ein Park, der mit seiner aufwendigen Bepflanzung und den vielen Schildern, was man alles nicht betreten darf, eher für Erwachsene angelegt ist. Meine Eltern haben Rita hier abwechselnd abends spät ausgeführt, und nun zerrt sie an der Leine, aber ich ziehe sie zurück und gehe in Richtung Innenstadt. Am Ende der Reihe freistehender Häuser biege ich nach rechts. Ich schaue mich noch einmal zu Oak View um und sehe, dass Robert nach wie vor in seiner Einfahrt steht. Er wendet den Blick ab und geht zurück in sein Haus.

Wir spazieren die Chestnut Avenue entlang, wo blitzblanke Zäune noch mehr Stadthäuser einrahmen. Lorbeerbäume stehen Wachposten gleich in den Vorgärten, von blinkenden Lichterketten behängt. Eines oder zwei der riesigen Häuser in der Avenue wurden in Wohnungen aufgeteilt, doch die meisten sind nach wie vor Einfamilienhäuser, bei denen die großzügigen Eingänge nicht von Klingelbrettern und Briefkästen verunstaltet werden. Weihnachtsbäume stehen in Erkern, und hier und da sehe ich durch die Fenster Leben in den Zimmern dahinter. In dem ersten lümmelt sich ein Teenager auf einem Sofa; in dem zweiten rennen kleine Kinder durchs Zimmer, aufgedreht von der Feiertagsstimmung. In Nummer sechs sitzt ein altes Ehepaar und liest Zeitung.

Die Tür zu Nummer acht ist weit offen. Eine Frau – Ende vierzig, schätze ich – steht dort, hinter ihr eine in einem schicken Grauton gestrichene Diele. Sie hat eine Hand an der Tür. Ich nicke ihr zu, doch obwohl sie die Hand hebt, richtet sich ihr Lächeln auf ein harmlos kabbelndes Trio, das einen Tannenbaum vom Auto ins Haus schafft.

»Vorsicht, ihr lasst ihn noch fallen!«

»Weiter nach links. Passt auf die Tür auf!«

Das junge Mädchen lacht lauthals, und ihr ungeschickter Bruder grinst schief.

»Ihr müsst ihn über den Zaun heben.«

Der Vater, der alles dirigiert, im Weg steht und sichtlich stolz auf seine Kinder ist.

Für eine Sekunde schmerzt es so sehr, dass ich keine Luft bekomme. Ich kneife die Augen zu. Mir fehlen meine Eltern schrecklich, und das zu unterschiedlichen Zeiten und Gelegenheiten, die ich nie vorausgesehen hätte. Zwei Weihnachten zuvor wären das mein Vater und ich mit dem Baum gewesen und meine Mutter, die uns scherzhaft von der Tür aus zurechtweist. Es hätte Schachteln mit Roses-Schokolade gegeben, zu viel Alkohol und genug Essen für die Speisung der Fünftausend. Laura, die mit einem Berg von Geschenken ankam, falls sie gerade einen neuen Job gefunden hatte; Gutscheine und Entschuldigungen, falls sie gerade einen verloren hatte. Mein Vater und Onkel Billy, die sich wegen Quatsch streiten und eine Münze werfen, um eine Wette zu entscheiden. Meine Mutter, die gefühlsduselig wird und »Driving Home for Christmas« auf dem CD-Player anstellt.

Mark würde sagen, dass ich alles durch eine rosarote Brille sehe, aber ich kann unmöglich die Einzige sein, die sich nur an die schönen Zeiten erinnern will. Und ob weichgezeichnet oder nicht, mein Leben hat sich für immer verändert, als meine Eltern starben.

Selbstmord? Von wegen. Kein Selbstmord. Mord.

Jemand raubte mir mein altes Leben. Jemand brachte meine Mutter um. Und wenn sie meine Mutter töteten, ist der logische Schluss, dass auch mein Vater sich nicht selbst das

Leben nahm. Meine beiden Eltern wurden ermordet.

Ich umfasse den Griff von Ellas Kinderwagen fester, denn mir wird leicht schwindlig bei dem Gedanken, dass ich monatelang wütend auf meine Eltern war – weil sie sich über die erhoben, die sie zurückließen. Vielleicht ist es falsch gewesen, ihnen die Schuld zu geben. Vielleicht war es nicht ihre Entscheidung, mich zu verlassen.

Das Autohaus Johnson's Cars ist an der Ecke Victoria Road und Main Street, ein hell erleuchteter Glasbau an der Stelle, wo Läden und Friseursalons den Wohnanlagen und Häusern am Stadtrand weichen. Die flatternden Wimpelgirlanden, an die ich mich aus der Kindheit erinnere, sind längst verschwunden, und es ist nicht auszudenken, was mein Großvater zu den iPads gesagt hätte, die unter den Armen der Verkäufer klemmen, oder zu dem riesigen Bildschirm, auf dem das Angebot der Woche beworben wird.

Ich überquere den Vorplatz, lenke Ellas Kinderwagen zwischen einem eleganten Mercedes und einem gebrauchten Volvo hindurch. Die Glastüren gleiten lautlos auf, als wir uns ihnen nähern, und warme Luft lockt uns nach drinnen. Weihnachtsmusik dudelt aus teuren Lautsprechern. Hinter dem Tresen, wo früher meine Mutter saß, tippt eine auffallend hübsche Frau mit karamellfarbenem Teint und passenden Strähnen auf ein Keyboard ein. Ihre künstlichen Fingernägel klackern auf den Tasten. Sie lächelt mir zu, und ich sehe einen kleinen Diamanten an einem ihrer Zähne aufblitzen. Ihr Stil könnte nicht weiter von dem meiner Mutter entfernt sein. Vielleicht hatte Onkel Billy sie deshalb eingestellt; es kann nicht leicht sein, tagtäglich zur Arbeit zu kommen, wo alles wie immer scheint, es aber nicht ist. Wie mein Zuhause. Wie mein Leben.

»Annie!«

Immer Annie. Nie Anna.

Onkel Billy ist der Bruder meines Vaters und der Inbegriff des überzeugten Junggesellen. Er hat einige Freundinnen, die sich mit gelegentlichen Wochenend-Dates zufriedengeben, und einen festen Pokerabend jeden ersten Mittwochabend im Monat.

Hin und wieder schlage ich vor, dass Bev, Diane oder Shirley mal auf einen Drink mitkommen könnten, und jedes Mal ist Billys Antwort dieselbe.

»Eher nicht, Annie.«

Mit seinen Freundinnen bahnt sich nie etwas Ernstes an. Ein Essen ist immer ein Essen, ein Drink ist immer ein Drink und mehr nicht. Und obwohl er die besten Hotels bucht, wenn er nach London reist, und seine jeweilige Begleitung mit den tollsten Geschenken überschüttet, vergehen immer Monate, bis er sie wiedersieht.

»Warum lässt du sie alle am ausgestreckten Arm zappeln?«, habe ich ihn mal gefragt, nachdem wir zu viel von dem gekippt hatten, was in unserer Familie »Johnson Gin Tonics« heißt.

Billy zwinkerte mir zu, antwortete aber sehr ernst: »Weil auf die Art niemand verletzt wird.«

Ich umarme ihn und atme die vertraute Mischung aus Aftershave und Tabak ein, zusammen mit etwas undefinierbarem, das mich mein Gesicht in seiner Schulter vergraben

lässt. Er riecht wie mein Großvater früher. Wie mein Vater früher. Wie alle Johnson-Männer. Von denen jetzt nur noch Billy übrig ist.

Ich weiche zurück und beschließe, es einfach auszusprechen.

»Mum und Dad haben keinen Selbstmord begangen.«

Onkel Billy wirkt eindeutig resigniert. Wir hatten das alles schon.

»Ach, Annie ...«

Aber diesmal ist es anders.

»Sie wurden ermordet.«

Er sieht mich stumm an – mustert mich besorgt –, bevor er mich in sein Büro mitnimmt, weg von den Kunden. Dort bugsiert er mich in den teuren Ledersessel, der schon ewig hier steht.

Billig kaufen heißt doppelt kaufen, sagte mein Vater immer.

Rita legt sich auf den Boden, und ich blicke zu meinen Füßen. Ich erinnere mich noch, wie sie weit über die Sesselkante baumelten, bevor sie mit den Jahren weiter nach unten und schließlich bis zum Boden reichten.

Einmal habe ich hier ein Praktikum gemacht.

Da war ich fünfzehn und wurde ermuntert, in das Familienunternehmen einzusteigen, bis klar wurde, dass ich schon Mühe hätte, in der Sahara Wasser zu verkaufen. Mein Vater war ein Naturtalent. Wie heißt es noch? Er hätte den Eskimos Eis andrehen können. Früher beobachtete ich ihn, wie er die Kunden – die *Chancen*, wie er sie nannte – einschätzte. Er sah sich den Wagen an, den sie fuhren, ihre Kleidung, und dann entschied er sich unbeirrbar für die richtige Herangehensweise. Er war stets er selbst – immer Tom Johnson –, doch sein Akzent war mal ein wenig stärker, mal ein wenig schwächer ausgeprägt, oder er erklärte sich zum waschechten Fan von Watford FC, The Cure, schokolatfarbenen Labradoren ... Man erkannte den Moment genau, in dem es klickte; die Sekunde, in der ein Kunde beschloss, dass er und mein Vater auf einer Wellenlänge waren. Dass Tom Johnson ein Mann war, dem man vertrauen konnte.

Ich konnte das nicht. Ich versuchte, meinen Vater nachzuahmen, mit meiner Mutter am Tresen zu arbeiten und ihre Art zu kopieren, die Kunden anzulächeln und nach ihren Kindern zu fragen, doch ich klang selbst in meinen eigenen Ohren gekünstelt.

»Ich glaube nicht, dass Annie zur Verkäuferin geboren ist«, sagte Billy – nicht unfreundlich –, als mein Praktikum zu Ende ging. Keiner widersprach.

Das Komische ist, dass ich trotzdem im Verkauf gelandet bin. Denn letztlich läuft es bei Wohltätigkeitsarbeit darauf hinaus. Monatliche Spenden verkaufen, Förderung für Kinder, Nachlässe und Erbschaften. Schuldgefühle an Leute zu verkaufen, die genug Geld haben, um helfen zu können. Seit dem Uni-Abschluss bin ich bei Save the Children, und es hat sich nie gekünstelt angefühlt. Wie sich herausstellte, konnte ich mich bloß nie für das Verkaufen von Autos begeistern.

Billy trägt einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug, und seine roten Socken und Hosenträger verleihen ihm ein Wall-Street-Flair, was auch volle Absicht ist. Billy tut nichts zufällig. Bei jedem anderen hätte ich diesen Aufzug protzig gefunden, doch Billy steht er – auch wenn sich die Hosenträger ein bisschen über seinem Bauch spannen. Er trägt ihn mit einem Hauch von Ironie, was ihn eher liebenswert macht, nicht angeberisch. Nur zwei

Jahre jünger als mein Dad, trotzdem ist sein Haar noch voll, und das wenige Grau, das sich an seinen Schläfen gebildet haben mag, ist sorgfältig gefärbt. Seine Erscheinung nimmt Billy genauso ernst wie das Autohaus.

»Worum geht es, Annie?«, fragt er sanft. Er war immer schon sanft, schon wenn ich als Kind hinfiel oder mich auf dem Spielplatz mit anderen zankte. »Ein harter Tag? Ich bin heute selbst neben der Spur und werde froh sein, wenn er vorbei ist. Jahrestage, was? Lauter Erinnerungen.« Unter der brüskten Art schwingt Verwundbarkeit mit, und ich nehme mir vor, mehr Zeit mit ihm zu verbringen. Früher war ich dauernd hier, doch seit meine Eltern tot sind, flüchte ich mich in nichtige Ausreden, sogar vor mir selbst. Ich habe zu viel zu tun, Ella ist zu klein, das Wetter ist zu schlecht ... In Wahrheit schmerzt es zu sehr, hier zu sein.

Aber das ist nicht fair. »Kommst du morgen Abend zum Essen?«

Billy zögert.

»Bitte?«

»Klar, das wäre nett.«

Die Glasscheibe zwischen Billys Büro und dem Verkaufsraum ist einseitig getönt, und durch sie sehe ich einen der Verkäufer beim Händedruck mit einem Kunden. Er blickt zum Büro, offensichtlich in der Hoffnung, dass der Chef zuschaut. Billy nickt zustimmend, speichert es gewiss für die nächste Bewertung ab. Ich beobachte ihn, suche nach einem verräterischen Zeichen, um zu erahnen, was er denkt.

Die Geschäfte gehen schleppend. Mein Vater war die treibende Kraft hier, und sein Tod traf Onkel Billy hart. Als auch noch meine Mutter starb, dachte ich für einen Moment, er würde es nicht überstehen.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem mir das klar wurde: Ich wusste erst seit kurzem, dass Ella unterwegs war, und war zum Autohaus gekommen, um Onkel Billy zu besuchen. Ich fand ein unglaubliches Chaos vor. Das Büro war leer, und auf den niedrigen Tischen im Wartebereich flogen leere Plastikbecher herum. Die Kunden wanderten allein zwischen den Wagen auf dem Vorplatz umher. Am Empfang hockte Kevin – ein neuerer Verkäufer mit dichtem rotem Haarschopf – auf dem Tresen und flirtete mit der Empfangssekretärin. Sie war von einer Zeitarbeitsvermittlung und hatte die Woche nach Weihnachten angefangen.

»Aber wo ist er?«

Kevin zuckte mit den Schultern. »Er war heute noch nicht hier.«

»Und ihr seid nicht auf die Idee gekommen, ihn anzurufen?«

Auf der Fahrt zu Billy ignorierte ich die aufsteigende Panik in meiner Brust. Er hatte sich den Tag freigenommen, sonst nichts. Er wurde nicht vermisst. Das würde er mir nicht antun.

Ich klingelte bei ihm. Hämmerte an seine Tür. Und als ich bereits in meiner Tasche nach dem Handy wühlte und meine Lippen schon die Worte formten, die mir aus der Anhörung zu meinen Eltern vertraut waren – *es besteht Sorge um das Wohl* –, öffnete Billy die Tür.

Feine rote Linien durchzogen das Weiße in seinen Augen. Sein Hemd stand offen, und an seinem zerknitterten Anzugjackett erkannte ich, dass er darin geschlafen hatte. Eine